

7

merken. Ich hoffe, daß etwas von der Schönheit, die im Beatle-Song „Let it be“ durchklingt, mitschwingt. Dort ist die Rede von heart-broken-people, den Menschen mit den zerbrochenen Herzen. Und ich habe in diesen Jahren der Wirren oft gedacht, daß es mir das Herz bricht. Doch als ich „Let it be“ sagte und es geschehen ließ, hat sich mein Herz geweitet.

Und ich heiße jetzt Florian und nicht mehr Patrik und auch dieser Name fiel mir zu (es gibt Zufälle, die keine Zufälle sind). Es war in Lichtenfels in der Mühle, wo eine Landkommune wohnte. Und es sind liebe Leute, die mich herzlich aufgenommen haben. Besonders Ulli. Und wir saßen zusammen und kiffen und plötzlich war er da: der neue Name: Florian, Maria.

Und es stimmt: ich mache aus meinem Leben oft ein Melo-Drama. Und es ist Spaß und Ernst zugleich, wenn ich das Buch: „Florian – die Geschichte eines (fast) zerbrochenen Herzens“ nenne.

Doch nun lies. Und hör auf, wenn es Dir nicht zusagt oder fang an irgend einer anderen Stelle zu lesen an. Und nimm Dir Zeit, wegzuräumen. Denn es wäre schön, wenn Du Deine Melodie finden würdest.

Ich habe oft in meinem Leben gesungen und vergeblich auf ein Echo gewartet (einmal im D-Zug nach Palma di Mallorca hat Gott geantwortet und er hat ein volles Organ, das kann ich Dir sagen. Es war an einem strahlenden 1. Mai). Vielleicht war es auch gut, daß so viele Menschen mir gegenüber so tonlos waren. Denn so habe ich gelernt, auf den Bach und die Bäume und die Berge hinzuhören.

Und es ist Frühling, wo ich dieses Buch zu Ende bringe. Und übermorgen werde ich an der Autobahn nach München stehen, nachdem ich mir morgen drüben in Ostberlin mit Jürgen einen angesoffen habe. Und wenn wir dann durch die märkische Heide fahren und vielleicht die Sonne herauskommt, werde ich zuerst ganz leise summen: „Es geht eine helle Flöte. Der Frühling ist über dem Land.“ Und wenn ich spüre, daß der Funke überspringt, werde ich laut zu singen wagen:

*Und der Bach, der hört das Singen,  
Wild und polternd muß er springen;  
Es geht eine helle Flöte,  
der Frühling ist über dem Land.*



*Ich hab geträumt, der  
Winter ist vorbei und Du  
warst hier und wir waren frei.*

8



*Lied: Don-Steine Scharben  
Hullo Raff! Wie geht's Dir?*

Ein erschreckliches Wunderzeichen zu Dinkelstübhel  
 geschehen am Sambstag nach Urban des M. D. LIII. Jars.



## Als die Träume Fleisch ansetzten

Es gab eine Zeit in meinem Leben, da konnten mich Bücher in den Bann schlagen. Jeden Samstagnachmittag suchte ich die katholische Pfarrbücherei auf und kam meist mit sieben oder acht Büchern unterm Arm wieder nach Hause. Schon im Hausflur roch es dann meist nach Hefekuchen und Kaffee und nachdem ich mich leiblich gestärkt hatte, begann ich mit einem wohligen Gefühl im Magen, mich in den mitgebrachten Lektüreberg hineinzufressen.

Ich ritt mit Old Shatterhand nach Santa Fe. Trieb auf einem Floß den Rio Grande hinunter und saß mit Winnetou in der Prärie am Lagerfeuer und ließ mir von ihm die Friedenspfeife geben. Als ich August 1973 dann wirklich in Colorado und Neu-Mexiko landete und plötzlich mit eigenen Augen die grasbewachsene Steppe und die Rocky Mountains sah, – jenes Land, das ich in meinen Träumen so unzählige Male durchforscht hatte, – lief mir ein heiliger Schauer den Rücken herunter.

Auch die dunklen Wälder der Vogesen und die Steilküste der Bretagne kannte ich lange, bevor ich sie aufsuchte. Denn zu meiner Leib- und Magenlektüre gehörten Spurbücher. Sie berichteten zu-

*Foto: meine Heimatstadt  
 Dinkelstübhel*

meist von den Abenteuern französischer Pfadfinder. Auch in ihnen wurde das Lied der Freundschaft gesungen. Jungen gingen füreinander durch Dick und Dünn. Sahen sich tief in die Augen, während am Horizont die Sonne unterging und die Landschaft in ein unwirkliches Licht tauchte.

Eine eigenartig sinnlich-mystische Atmosphäre schlug mir aus diesen Büchern entgegen. Keiner der beschriebenen Helden verlor je die Fassung und ließ es zu mehr als einem starken Händedruck kommen. Aber obwohl nichts geschah, was die katholische Bücherei in Verruf gebracht hätte, kam eine Wirklichkeit zu Wort, die mich fesselte und eine diffuse Sehnsucht in mir wachrief.

Es war klar, daß auch ich Pfadfinder wurde. Auch ich wollte diese Welt des Abenteuers kennenlernen, in der meine Vorbilder zuhause waren. Es wurde eine schöne und erlebnisreiche Zeit in kurzen Hosen. Aber irgendeine Erwartung wurde nicht eingelöst. Irgendetwas in mir blieb weiterhin Traum. War im Leben nicht auffindbar. Ich spürte es an der Unruhe, die mich manchmal überfiel und umhertrieb. Es mußte jenes etwas sein, das in den Büchern immer zwischen den Zeilen gestanden hatte. Aber auch jetzt entdeckte ich nicht den Schlüssel und so blieb jene Wirklichkeit weiterhin unausgesprochen.



Als ich älter wurde und das Angebot der Pfarrbibliothek meinen Ansprüchen nicht mehr so gerecht wurde, landete ich zwischen Bücherbergen, die uns in der Nachkriegszeit die Amerikaner geschenkt hatten. Obwohl es in dieser Bücherei Regale gab, die dem Zugriff Jugendlicher nicht offenstanden, gelang es mir, mich dort hin vorzuschmuggeln. Dank meines Wagemutes konnte ich erstes psychoanalytisches Strandgut an Land ziehen. Zum erstenmal stieß ich auf das Stichwort „Homosexualität“. Ich begriff, was ich las und merkte auch, daß es etwas mit dem zu tun haben mußte, was mich ab und zu so in die Einsamkeit und Verzweiflung trieb. Aber ich konnte auch mit diesem neu entdeckten Schlüssel nicht

so richtig umgehen. Er war zu abstrakt und abgehoben, um mir meine inneren Wirklichkeiten aufzuschlüsseln.

Mein Alltag ging weiter. Ich verliebte mich in die Tochter unseres Oberstudiendirektors, der manchmal nachts den Stadtpark auf der Suche nach Liebespaaren durchstreifte. Eine Wahl die hundertprozentig garantierte, daß es zu nichts Anrühigem zwischen uns kam. Später wurde sie die (hoffentlich gute) Gattin eines evangelischen Pastors. In der Tanzstunde brachte mich Stupsi in Bedrängnis. Beim Blues schmiegte sie sich so nah an mich, daß es in unseren unteren Regionen zu einer unerklärlichen Hitze kam.

Aber all diese Plänkeleien gingen nicht in die Tiefe und führten nur zu lyrischen Ergüssen in meinem Tagebuch. Gleichzeitig hatte ich intensive Jungenfreundschaften. Sie liefen auch weiter, als ich in München mit dem Studium begann. Überfiel mich auch hier mein Stimmungskoller, dann setzte ich mich an den Schreibtisch und schrieb meinen Freunden seitenlange Briefe. Hinterher fühlte ich mich immer ganz erleichtert und fieberte am Morgen dem Postboten entgegen.



Wenn wir uns ab und zu leibhaftig begegneten, geschah absolut nichts, was nicht auch unser puritanischer Direktor hätte sehen dürfen und was auch nur im entferntesten die Anwendung des sterilen Wortes „Geschlechtlichkeit“ gerechtfertigt hätte, mit dem die

hochdeutsche Sprache jene Welt des Unteren, der Triebe, in den Griff zu bekommen trachtet.

Als ich in diesem Frühjahr in München war, habe ich versucht, diesem Teil meiner Vergangenheit nachzulaufen. Ich war in der Kaulbachstraße, wo ich über anderthalb Jahre gewohnt hatte. Das Studentenwohnheim roch immer noch so aufdringlich nach Bohnerwachs und noch immer wurde geistliche Betreuung angeboten. Ich sah durch das Fenster in die enge Bude, die ich damals mit einem Typen aus Kaufbeuren geteilt hatte. Aber außer seinen Schweißfüßen ist mir nichts von ihm in Erinnerung geblieben. All diese Kullissenbeschau machte mir den Menschen nicht greifbarer, der damals unter meinem Namen gegen den Besuch des persischen Schahs demonstriert hatte oder im Blatt des linken Astas gegen die Studentengemeinde loszog.

Lebendiger in Erinnerung ist mir Münster. Wintersemester 1968 bin ich dort gelandet und lernte die schummrige westfälische Pintenkultur und den schönen mittelalterlichen Platz vor dem Dom zu schätzen. Ein Hauch von Revolution war selbst hier zu spüren und ich half mit, den rechten Asta zu stürzen. Aber nicht zu sehr das Bild der Baracke, wo wir vom Sozialdemokratischen Hochschulbund mit kalten Füßen Umsturzpläne ausbrüteten, ist mir im Gedächtnis haften geblieben. Einschneidender wurde für mich das Münsteraner Schwimmbad. Genauer gesagt: die letzte Dusche auf der linken Seite. Ich muß es durch Zufall entdeckt haben: unter dem Ansturm heißen Wassers begann mein kleiner Pimmel mächtig anzuwachsen und in unermeßliche Höhen emporzusteigen. Ein angenehmes Prickeln ergriff meine Schenkel, brachte meinen Atem in Bewegung, bis der ganze Spuk in einer Explosion zum Abschluß kam, die an der Kachelwand eine Spur weißen Schleims hinterließ, der dann von Wasserströmen mit fortgerissen wurde.

Dieses Naturereignis faszinierte mich und ich löste es nun bei jedem Hallenbesuch bewußt aus. Für etwa zwanzig Minuten lebte ich in einer sinnlich-erotischen Welt, die ich aber nicht in meinen Alltag einzuholen versuchte, obwohl dazu einige Handgriffe genügt hätten. Wenn sich dort meine Unterwelt zu Worte meldete, geschah dies weiterhin unterschwellig und mein Bewußtsein verhielt sich gegenüber diesen zaghaften Mitteilungen ähnlich distanziert wie ich mich zu den grauen Flecken, die ich manchmal morgens auf der Bettdecke entdeckte. Zwei Jahre später sollte in den Räu-

13



14

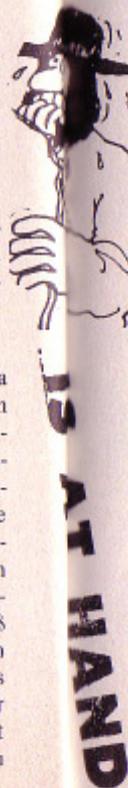
# NEW POP GENERATIONS

men der katholischen Studentengemeinde, in denen ich ab und zu war, eine Schwulengruppe tagen. Als ich noch in Münster wirbelte, rechnete noch niemand mit solchen anstößigen Vereinigungen. Und als es geschah, war ich schon längst in West-Berlin.

(Ich bin vom Tisch, an dem ich geschrieben habe, in die Küche geflüchtet, habe Purri einen Lungenflügel kleingeschnitten und Muschi, die Katze, mit einer Portion Herz versorgt. Dann habe ich versucht mir mit Hilfe einiger Käsestullen Mut anzuesen. Der Versuch, über meine ersten, ausgiebigen Wichserfahrungen zu schreiben, hat mich doch mehr Kraft gekostet, als ich erwartet hatte.

Es ist mir anscheinend unangenehm, öffentlich einzugestehen, daß ich so spät dem auf die Spur kam, was heute als Thema in keiner Illustrierten mehr Aufsehen erregt. Ganz schön lange habe ich die beneidet, die in meinen Augen recht früh sexuelle Erfahrungen machen konnten. Ich habe sie zu kleinen, schweinischen Heldinnen und Helden hochstilisiert und bin als Pädagoge oft für ihre schmutzige Welt auf die Barrikaden gegangen. Genau diese Bedeutung hatte für mich lange der sexuelle Bereich: er war abstoßend und faszinierend zugleich. Und etwas von diesem Gefühlsmischmasch ist eben beim Schreiben wieder hochgekommen).

Kurz nach Ostern 1968 – erst eine Woche war seit dem Attentat auf Rudi Dutschke vergangen – kam ich in das damalige Mekka der Linken. Angesichts der Wassertaufen durch die Polizei erschien es abwegig, Schwimmbäder aufzusuchen. Hier ereigneten sich Explosionen, von denen wir einige Zeit annahmen, daß sie unsere Gesellschaft erschüttern würden. Ich sah vom besetzten Otto-Suhr-Institut aus zu, wie die Mannschaftswagen der Bullen das Unigelände in ein militärisches Kampfgebiet verwandelten. Saß in der Menschenmenge eingeklemmt, als Herbert Marcuse ins Auditorium Maximum kam. Gehörte zu denen, die in der Kritischen Universität von alternativen Lernformen und Inhalten träumten. Daß „Sexualität“ mit auf unserer Wunschliste stand, war klar. Wilhelm Reich war kurz zuvor wiederentdeckt und in Raubdrucken unter Volk gebracht worden. „Sexualität und Herrschaft“ nannten wir eine unserer Arbeitsgruppen. Und daß manche bereit waren, nicht bei der Theorie stehen zu bleiben, bekam ich am eigenen Leibe zu



## Die Revolution SCHEINT VOR DER TÜR ZU STEHEN...

spüren. Denn ich wohnte über einer Familie, in der die drei Töchter antiautoritär erzogen wurden. So manche Illusion, der ich in der Arbeitsgruppe nachhing, wurde mir zuhause durch die rabiat und lautstark auftretenden Töchter, die sich zeitweise zu wahren Hyänen entwickelten, genommen.

Unsere Arbeitsgruppe tagte in einer Wohnung in der Nähe des Schöneberger Rathauses. Trotz Tee und Plätzchen war die Atmosphäre so recht akademisch kühl und keiner wagte es, mit eigenen Problemen herauszurücken. Nur eine Sitzung fiel aus dem Rahmen. Einer der Teilnehmer erzählte von einem Ferienlager, an dem er als Betreuer teilgenommen hatte. Bei einem seiner nächtlichen Rundgänge hatte er zwei Jungen, die um die vierzehn herum waren, unter einer Bettdecke vorgefunden. Die Frage an uns lautete, wie wir uns in dieser Situation verhalten hätten. Es entstand ein peinliches Schweigen, denn so praxisnah wollten wir das Thema nun auch wieder nicht diskutiert haben. Unsere stotternden Antwortversuche weiß ich nicht mehr. Sechs Jahre später traf ich diesen Studenten wieder: in einer schwulen Selbsterfahrungsgruppe. Er war inzwischen Studienrat geworden. Erst jetzt begriff ich, wie sehr sein damaliger Beitrag auch der Versuch gewesen war, über seine Schwierigkeiten ins Gespräch zu kommen. Wir anderen waren damals zwar in der Lage, Sexpolkampagnen für die Oberschule zu organisieren, nicht aber, unsere eigenen Schwierigkeiten auf den Tisch zu legen.

Der Weg nach innen, zu uns selbst, mußte erst angetreten werden, als der Druck von außen nachließ. Noch aber gab es eine Bewegung, obwohl oder vielleicht gerade weil der gesellschaftliche Widerstand so groß war. Es genügte, sich im Widerspruch zum Bestehenden zu bestimmen und diese Art von Fremdbestimmung brach erst in den Jahren nach 1970 zusammen. Was folgte war der Zerfall der Bewegung in Schulungsgruppen, die sich untereinander die richtige Linie streitig machten. Und plötzlich, als Polizeiknüppel und Springerhetze nicht mehr zusammenschweißten, begann es auch in vielen Freundschaften und Wohngemeinschaften zu kriseln.

Aber mit diesem Ausblick habe ich die für mich wichtigen Jahre 1968 bis 1969 übersprungen. Nicht nur unsere Demonstrationen lösten Gefühle aus. Auch die Beatles machten Schlagzeilen und wenn wir abends „Bei Hertha“ in der Schlüterstraße saßen und von



BEAT-BOOTS from England



DM 49,50

16

# Blackbird

Originaltext und Musik: John Lennon, Paul McCartney



1. Blackbird singing in the dead of night
2. Blackbird singing in the dead of night

17

den kleinen Siegen und den zahlreichen Niederlagen erzählten, dann kam es schon vor, daß ab und zu unsere Politgespräche in einer großen Woge Beatles-Tönen ertranken. Besonders „Blackbird singing in the dead of night“ ist mir in den Ohren haften geblieben. Es war eine schöne, warme Juninacht und am Flipper hatte mich ein magerer Typ angemacht, der so garnicht in dieses studentische Milieu paßte. Tiefsinnige Diskussionen über politisches Vorgehen waren mit ihm nicht zu führen und warum ich mitging, als er mich aufforderte, weiß ich nicht. Wir schlenderten den Ku-Damm entlang und kamen an einem Schaukasten vorbei, in dem für Mietwagen Reklame gemacht wurde. Mein Begleiter begann über das ganze Gesicht zu lachen und deutete auf den Werbeslogan: „Haste keenen, leih Dir eenen!“ Mir sagte der Spruch herzlich wenig. Auch dann noch nicht, als wir in einer dunklen Pinte in der Grolmannstraße landeten, wo ab und zu ältere Herren auftauchten und nach einiger Zeit mit einem der anwesenden Knaben wieder verschwanden. Auch der, der mich hergeloct hatte, war nach einiger Zeit verschwunden. Uns so stand ich zwei Uhr nachts plötzlich allein und leicht angetüfelt auf dem Savignyplatz. Es war eine jener Sommernächte, wo Du selbst nachts noch die Sonne zu spüren glaubst. Die Linden versprühten verschwenderisch ihren Duft und aus der Disco am Eck war der oben schon erwähnte Beatles-Song zu hören.

Was mich irritierte, war, an den verschiedenen Ecken und unter der S-Bahnunterführung immer wieder auf Männer zu stoßen, die herumirrten, als hätten sie den Weg verloren. Genauso wenig wie ich wußte, was ein Stricher ist, hatte ich eine Ahnung, daß zu dieser Zeit die Toilette am Savignyplatz eine der am häufigsten besuchten Klappen Berlins war.

(Donnerstag, 11. August 1977. Draußen nieselt es. Ich habe mir eine Kerze angezündet, um mich gegen die von draußen kommende Nässe besser schützen zu können. Wie jeden Morgen trinke ich Unmengen von Tee. Ohne einen bestimmten Flüssigkeitspegel scheine ich nicht in Fahrt zu kommen.

Manchmal fällt es mir verdammt schwer, den Faden vom Vortag fortzuspinnen. Denn jeder dieser Tage bringt neue Gegenwart, die oft mehr meine Gedanken und Gefühle beansprucht als die Erinnerungen, die ich auf dem Papier festzuhalten versuche. Ich bin hier in die Lamdkommune gekommen mit der Erwartung, die Wohnung für mich zu haben und nur Tiere versorgen zu müssen. Aber

18

die Abreise der anderen verzögerte sich und so nehmen sie mich nun mit hinein in ihre Alltäglichkeiten, Anliegen, Konflikte.

Dazu gehört auch Gerd, der vor kurzem mit einer Psychose – wie schnell unsere Wissenschaft die Verzweiflung eines Menschen auf den Begriff bringt und sich so das Alibi liefert, ihn in bestimmter Weise behandeln zu können – in die psychiatrische Klinik von Gießen eingeliefert wurde. Als ich ihn gestern im Krankenhaus besuchte – ich war einmal in Berlin bei ihm als Untermieter angemeldet – hatte er zuerst Schwierigkeiten, sich an mich zu erinnern. Dann brachte er mich auf den Nenner: der Schwule, der mal mit mir schlafen wollte und gegen den ich heftige Aggressionen hatte.

Mir schlug dieses Etikett etwas auf den Magen. Einmal, weil ich mich weder an seine Aggressionen erinnern konnte. Ich hatte ihn vielmehr als einen jener sanften, schlaffen Männer im Gedächtnis.

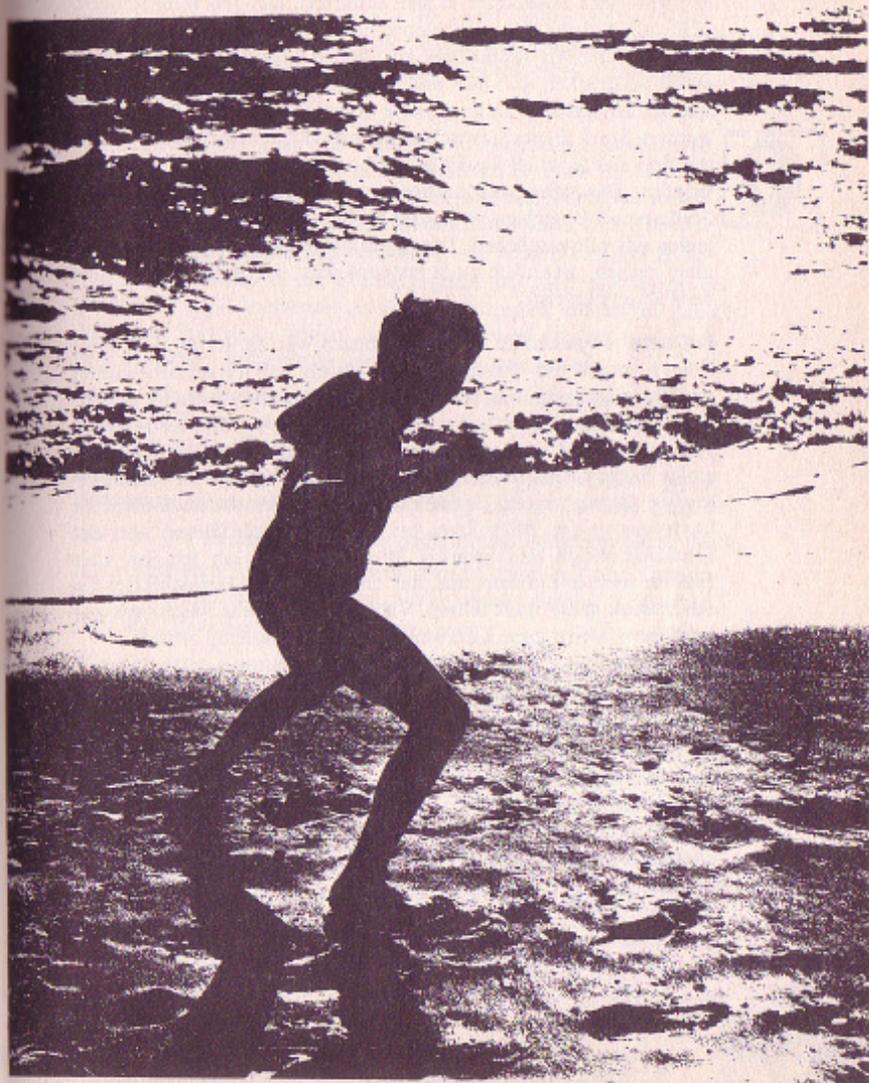
Noch konnte ich mich entsinnen, ihm gegenüber irgendwelche sexuellen Wünsche geäußert zu haben. Ich war deshalb bereit, ihm zwei Wirklichkeiten zu unterstellen. Die eine teilte sich in dem ruhigen, unaufdringlichen Gerd mit. Die andere besteht aus den Ängsten, Aggressionen, die seine Umwelt oder das Bild, das er von ihr hat, bei ihm auslösen. In dieser Welt tauche ich als der Schwule auf, der ihn sexuell bedrängt.

Als ich mir diese Erklärung zurechtgebastelt hatte, spürte ich, daß ich sie auch entworfen hatte, um eine für mich peinliche Situation aus meinem Gedächtnis zu schaffen. Warum ist es mir peinlich, vor anderen als der zu erscheinen, der sexuelle Erwartungen hat? Oder belastet mich mehr der Gedanke, vor anderen als abgewiesener Liebhaber dazustehen? Auf jeden Fall ist es Gerd gelungen, einen empfindsamen Nerv zu treffen. Welche verletzbare Seite er angesprochen hat, kann ich im Augenblick nicht sagen).

### **Als die Träume Fleisch ansetzten**

Nichts passierte in dieser Nacht. Und doch muß es ihr gelungen sein, mein Unbewußtes in Flammen zu setzen. Denn in den folgenden Wochen suchte ich auf dem Nachhauseweg öfters diesen Platz auf, obwohl dies für mich ein Umweg war. Ich ließ mich stundenlang dort herumtreiben, ohne aber den Schritt in die Toilette zu wagen. Endlich – nach Wochen – gingen meine geheimen

*Foto: Heinrich*



Wünsche in Erfüllung. Ich wurde angesprochen. Es geschah im Schutze eines Bauzaunes in der Schillerstraße. Ich weiß sein Gesicht nicht mehr. Die Aufregung hatte mein Gedächtnis schwachmatt gesetzt. Wir faßten uns an und er begann, sein Becken an meins zu drücken und hin- und herzureiben, bis unsere Schwänze spürbar anwuchsen. Dann öffnete er unsere Hosen. Ich fühlte ein warmes Stück Fleisch zwischen meinen Schenkeln und nach einiger Zeit spürte ich etwas Flüssigkeit an meinem linken Bein herabtropfen. Dies alles ging lautlos vor sich. Selbst die Stille dieser Sommernacht erschien mir lauter als unser Atem. Ich ließ alles willenlos mit mir geschehen. Irgendwie hatte dieser Augenblick kommen müssen, wenn ich auch erstaunt war, wie wenig er mich aus der Fassung brachte.

Ich hatte es geschafft. Der Durchbruch war da, wenn auch seine Folgen vorerst nur daran abzulesen waren, daß ich selbstbewußter unter der Unterführung stand und darauf wartete, verführt zu werden. Der erste, den ich mit nach Hause nahm, war stellvertretender Filialleiter eines Supermarktes in Britz-Buckow. Obwohl wir nur einige Sätze wechselten, verlief der Kontakt so kurz und schmerzlos wie die vorherigen. Es blieb trotz des Bettes, das noch nicht als Lustwiese in den Blick kam, bei den geöffneten Hosen und der Schwanzmassage und zwanzig Minuten später sah ich ihn vom Balkon meines Zimmers aus, auf den die ersten Herbstblätter fielen, zurück in die Stadt fahren. Vielleicht um neues Naschwerk aufzustöbern. Denn diese Kurzweil machte eher hungrig als satt.

Unmerklich begann ich in zwei Welten zu leben. Untertags war ich der engagierte Linke. Der Soziologiestudent, der sich in Jürgen Habermas Wissenschaftstheorie verliebt hatte. Der Christ, der in der Evangelischen Studentengemeinde selbstverfaßte Gebete sprach. Und nachts wurde ich zum gehetzten Knaben, den eine unerklärliche Unruhe erfaßt hatte, die erst nachließ, wenn etwas weiße Flüssigkeit in der Hose gelandet war oder die Morgendämmerung sich in der Stadt breitmachte und ich todmüde zuhause ankam.

Obwohl mein Verstand beide Augen zuzudrücken versuchte, wenn meine Nachtexistenz die Bühne betrat, konnte ich mich mit der Zeit nicht dümmer stellen als ich war. Deshalb begann ich bei einem Besuch in der Buchhandlung Kiepert nicht nur in hochgeistiger Literatur herumzublättern, sondern auch in einem Berlin-

revolutionäre erfahrung!



## Die Großfahndung nach der Baader-Meinhof-Bande

führer, der in die zweilichtigen Gefilde einzuführen versprach. Ich erschrak richtig, als ich die lange Liste von Lokalen sah, wo Männer unter ihresgleichen sind und bekam zum erstenmal bewußt mit, daß ich anscheinend dabei war, Mitglied eines recht ausgedehnten Ordens zu werden.

Alle vier oder fünf Tage holte ich mir nun hier eine neue Adresse und begann, Berlin in einer neuen Weise zu erfahren. In meinem Citroen gongelte ich durch die Straßen und besichtigte von außen seriös wirkende Pinten und Bars, hinter deren Türen sich Unheimliches abspielen mußte. Als besonders rege besuchter Treff erwies sich das Trocadero in der Coubierestraße und hier machte ich im November 1968 mehrmals Ansätze, einzutreten, ohne aber dann doch den Sprung zu wagen, auf die Klingel zu drücken und mich dem kritischen Auge hinter dem Guckloch auszusetzen.

Es war der 6. Dezember 1968, als ich meine Schwellenangst überwand. Ein Datum, das deshalb so genau haften blieb, weil ich zwar nicht mit einem Mann, aber mit einem Schokoladennikolaus nach Hause zurückkehrte. Das Lokal war damals noch nicht auf jenen Diskoglanz getrimmt, den es heute hat, und wirkte eher bieder.

Aber es gab schon damals jenes rötliche, schummerige Licht, das allen Eintretenden zu einem Hauch von Gesundheit und Urlaubsbräune verhilft und es dadurch allein leichter macht, zu glauben, hier dem grauen Alltag entronnen zu sein.

Wie der erste Kontakt am Savignyplatz, löste auch hier der erste Besuch eine Lawine aus. Ich wagte mich als nächstes ins Kleist-Casino, das nur drei Minuten entfernt liegt. Ich bekam dort mit, daß auch im Schwulenmilieu kein Einheitsbrei gegessen wird, sondern auch hier Junge und Alte, Reiche und nicht so Reiche ihr eigenes Süppchen zu kochen versuchen, wobei die Alten oft gewaltsam vom sinnlichen Mahl der Jüngeren ferngehalten werden. Anderthalb Jahre später war ich sogar für einige Wochen Türhüter in diesem Etablissement. Doch da war ich schon ein ganz routinierter und abgebrühter Barbesucher. Jetzt: Winter 1968/69, befand ich mich in der Lage eines Spions, der sich in Neuland vortastet. Zwei Minuten vom Kleist-Kasino entfernt lag das Tabasko und wer aus diesem Lokal tritt, sieht direkt auf das Antiquitätengeschäft, vor dem Georg von Rauch erschossen wurde. Doch zu dieser Zeit hatte



Die Großfahndung nach der Baader-Meinhof-Bande

**B.Z.**

Sonnabend, 4. Dez. 1971

# Seit gestern 14 Uhr

Es geht um ein kleines rundes Stück Glas.  
Genauer gesagt um ein Brillenglas. Es ist  
offensichtlich verschwunden.

## B.Z.

Der bei dem Zwischenfall erschossene und zur Baader-Meinhof-Bande gehörende 24jährige Georg von Rauch hatte bei seiner Festnahme eine Brille getragen, um sein Äußeres zu verändern. Nach seinem Abtransport wurde jene Brille neben der Blutlache von einem Passanten gefunden. Sie war offensichtlich im allgemeinen Durcheinander von den Beamten übersehen worden.

Als die Brille nämlich einige Zeit danach bei der zuständigen Ermittlungsbehörde in einem Kuvert abgeliefert wurde, machten die Beamten eine merkwürdige Entdeckung: Das durchgeschossene Brillenglas war weg. Sonstiges auf dem Dienstweg verschwunden.

Daß es vorher da war, darüber gibt es keine Zweifel. Denn es liegen mehrere Aussagen von Zeugen vor, die das durchgeschossene Brillenglas einwandfrei gesehen haben.



ich noch keine Ahnung von den Haschrebellen. Es mußte erst Sommer werden bevor ich sie durch Zufall im Tiergarten entdeckte und zum ersten Mal einen Joint durchzog.

Mit der Zeit glaubte ich zu wissen, wo ich Freitag- und Samstagnacht hingehörte. Ich pendelte zwischen Trocadero und Kleist-Kasino hin und her. Und für mich, der ich nie zuvor in den Bann einer Discowelt geraten war, wurden diese beiden Lokale zu exotischen Höhlen, die ich bisher nur in den Märchen von Tausendundeiner Nacht für möglich gehalten hatte. Was ich als erstes zu lernen hatte

# Großfahndung

23



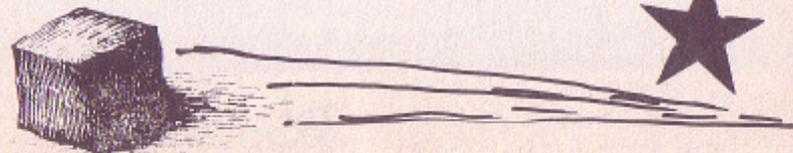
24

war, meinen Kontakthunger durch eine bestimmte Lässigkeit zu überspielen. Alle außer mir schienen wie zufällig hierher geraten. Keiner schien ernsthaft auf jemanden zu warten oder nach einiger Zeit ungeduldig zu werden. Es war wie in einer Wartesaal, wo alle herumhängen und fiebern, daß die Abfahrtszeit des eigenen Zuges aufgerufen wird.

Doch trotz dieser ruhigen und eher langweiligen Oberfläche schien zwischen den Anwesenden irgendetwas abzulaufen. Es dauerte Wochen, bis ich herausfand, daß hier nichts zufällig geschah. Weder das Hinsehen noch das Übersehen. Daß jede Berührung und jeder Abstand Bedeutung hatte und einer Antwort in einem schweigend geführten Gespräch entsprach. Da es in Westberlin möglich ist, auch allein die Tanzfläche zu bevölkern, brachten nur die Bluesphasen ans rötliche Licht, ob und wie weit diese lautlosen Prozesse der Annäherung bereits gediehen waren. Hoffnung kam auf mit den ersten Bluestönen, aber oft auch die Angst, in einer Minute um eine Illusion ärmer zu sein. Manchmal bin ich ein wenig traurig, daß diese Phasen schwingender Schwermut aus der Mode gekommen sind und nur noch der hektische Phallussound gefragt ist. Ich denke mit Wehmut an sie zurück. Vielleicht weil es die wenigen Minuten waren, wo meine seelische Stimmung Ausdruck fand.

Kleidung hatte bisher für mich keine große Rolle gespielt. Erst hier begriff ich, daß sie eine Art zweiter Haut sein kann, die für vieles entschädigt, was unserer körperlichen Erstausrüstung abgeht. Plötzlich war ich umgeben von lauter Märchenprinzen, die in Samthosen oder verwaschenen Blue Jeans herumstanden und es verstanden, das Wurstpaket in der Hose wirkungsvoll ins Blickfeld zu rücken. Hauteng waren damals die Hemden und sie endeten knapp unter der Hosennaht. Beim Blues genügte ein sanftes Zupfen und einige Zentimeter warmer Haut konnten erspürt und ihre elektrisierende Wirkung genossen werden.

Wir brauchten nicht in die Oper. Wir schufen uns unsere eigene Traumwelt. Nach Mitternacht kam ein altes Muttchen, den Arm voller Rosen, die uns Introvierten freundlich in die Augen sah. Mitglieder der Theatergruppe, die am Lehniner-Platz „Hair“ spielten,



tauchten auf. Für die Presse waren sie mittelmäßig. Hier hatten sie die Rolle von Halbgöttern und gaben uns allen das Gefühl, zur großen Welt des Showbusiness Zugang zu haben.

Was hatte ich bisher von der „Scenen“ gewußt und was es heißt, „in“ zu sein? Jetzt begann ich die ersten sinnlichen Lektionen zu pauken. Brachte wie damals als sechzehnjähriger mit Hilfe von Ata, dem Weißmacher, meine Blue Jeans auf Hochglanz (ich Trottel habe dieses schöne heruntergekommene, verwaschene Exemplar irgendwann einmal weggeschmissen). Schaute nun ab und zu bei Peek & Cloppenburg oder C&A vorbei, da mir das schwule Fachgeschäft Stottrop am Kurfürstendamm zu teuer war. Ich war auf meinem Marsch in die Unterwelt einige Schritte vorangekommen. Aber noch hatte ich keine Ahnung, daß bei vielen, die hier so locker herumstanden, nach drei Uhr die Sicherung durchbrannte und sie in der Klappe am Wittenbergplatz ihre Schwänze hervorholten, um hier doch noch die Aufmerksamkeit und Zuneigung zu bekommen, auf die sie im Lokal nicht angewiesen schienen.

Daß es auch Parks gab, erfuhr ich ebenfalls aus meinem Führer. „Volkspark“ wurde dort lakonisch vermerkt und erst als ich dort war, bekam ich mit, wie lang er ist. Er beginnt am U-Bahnhof Schöneberger Rathaus, erfreut dort mit einer sprudelnden Fontäne und seine letzten Ausläufer enden in der Nähe des Schwimmbades in der Mecklenburgerstraße. Daß es auch dort herumgeistert und manchmal zwei Männer in einer Kabine verschwanden, bemerkte ich erst etwa ein Jahr später. Jedenfalls roch es bei meinem ersten Parkbesuch bereits nach warmem Frühlingsboden und in den Gärten beim Soziologischen Institut blühten die ersten Primeln. Mein inzwischen geschulter Instinkt führte mich gleich zum richtigen Platz. Und wirklich klappte die Tür der dortigen Toilette regelmäßig auf und zu und Männer verschwanden länger als es für die Verrichtung einer Notdurft nötig gewesen wäre. In die Büsche, deren erstes zaghaftes Grün den Frühling ankündigten, führten Pfade. Noch wagte ich mich nicht in dieses Blätterlabyrinth, sondern sah dem nächtlichen Trieben von weitem zu. blieb Zuschauer, bis auch mich plötzlich ein Polizeiauto in Panik versetzte, das mit aufgedrehten Scheinwerfern auf die Wiese fuhr und die ängstlich auseinandergestobenen Männer zu jagen begann.



*Foto: Rüdiger*

